

*Christina Leicht*

Ist es kalt? Tut es weh?

Jost spaziert über den Deich, jeden Tag, auch im Regen. Pappeln säumen den Weg, recken die Äste in den grauroten Himmel. Begegnet man Jost, lacht er. Man versteht die Einladung und nimmt an. Warum auch nicht? Man ist gefühlte hundert und will einen, der rostbraune Cordhosen trägt und im Regen lacht. Was bitte soll daran falsch sein? Falsch sind der Bürgermeister und seine Frau, die Sprechstundenhilfe. Und alle anderen, die Siebzehnjährige zu Hundertjährigen machen.

Um alle an seinem Glanz teilhaben zu lassen, empfängt der Bürgermeister am Abend Kleinstadthonoratioren. Die Tochter hat zu kellnern. Ruhig kurz der Rock, sagt die Sprechstundenhilfe. Zeig, was du hast. Der Bürgermeister schweigt. Innerfamiliär spricht er durch seine Stundenhilfe. Vor lauter Reden verliert sie jedes Maß. Von den eigenen Worten lässt sie sich mitreißen wie von einer Gerölllawine. Im Getöse entgeht ihr der töchterliche Fluchttrieb.

Der Minirock erschwert das Weglaufen. Andererseits ist man Behinderungen gewöhnt. Auch weiß man, dass auf die eigene Wahrnehmung nur bedingt Verlass ist. Ist es kalt? Tut es weh? Die Zeiten, in denen man etwas gefühlt hat, sind lange her. Und wenn, war es garantiert das Falsche. Der Anlass entsprach nicht dem Ausmaß, man verwechselte Ursache und Wirkung. Ein Empfindungshaushalt wie bei Hempels. Damit ist Schluss. Das gefühlte Alter hat einen stumpf werden lassen. Alterstauheit statt Altersweisheit.

Gestört, sagt die Sprechstundenhilfe. Verdorben, sagt der Bürgermeister.

Gut, wenn man das alles nur noch wie durch Watte mitbekommt. Tut es weh? Ist es kalt? Zwei Dinge immerhin spürt man: es ist Jost, den man will. Und: man muss fort aus der Bürgermeistersprechstundenwelt.

Wichtig ist, dass keiner die Flucht bemerkt. Kein Fluch, keine Verwünschung dürfen den Weg ins Freie verschatten. Man wartet geduldig auf die Gelegenheit, die kommen

wird. Währenddessen redet sich die Sprechhilfe im Kreise der Geladenen um Kopf und Kragen. Nicht einmal vor dem Schulleiter und seinen Vasallen macht sie halt. Man packt sie in Watte und was ist der Dank, sagt sie und lacht affektiert. Im Kampf um die Aufrechterhaltung der öffentlichen Meinung sind alle Mittel erlaubt. Der Bürgermeister ist ein ehrbarer Mann, der Frau und Kinder liebt, so steht es täglich in der Zeitung. Seine Rechtschaffenheit ist eine klebrige Waffe. Die Gegner gehen an ihr zugrunde wie die Fliege im Mustopf. Will man dem Mus entwischen, schießt man leicht über das Ziel hinaus. Man ist taub, nicht stumm. Lass mich in Ruhe, Arschloch. Redet man so mit dem Bürgermeister? Die Not macht's möglich. Außerdem ist man verwirrt. Wegen Jost. Was hat er auf dem Bürgermeisterempfang verloren? Er pfeift auf die Gesellschaft, was sonst. Keiner strolcht alle Tage über den Deich, wenn sein Platz in Wahrheit im Rathaus am warmen Ofen ist.

Jost fährt sich über die Geheimratsecken und lacht kein einziges Mal. Alleine dafür könnte man ihn lieben. Zur Rosthose trägt er eine glänzend gesteppte Jacke. Kleidsam wie ein Schlafsack. Man denkt an wild Campen unterm Sternenhimmel, an Nächte mit ihm, die kommen werden, sobald man raus ist hier. Liebe alte Penntüte, perlt es einem über die Lippen, während man ihm einen Sektkelch anbietet. Die Penntüte antwortet nicht. Dafür zerrt der Bürgermeister einen zur Seite. Ein Unwetter geht nieder im Gang zwischen Personalküche und Saal. Blitze schmettern, geschossen wird mit Spucketröpfchen. Echter Donnerschlag geht der Gäste wegen nicht. Eine Schande, zischt es einem ins Gesicht, irre, einsperren. Erst im letzten Moment gelingt es, wegzuhören. Selbsttätig wie Drucklufttüren verriegeln sich die Ohren. Das jahrelange Training zahlt sich aus. Die Gewitterfront zieht ab. Am Horizont kündigt sich ein Schönwettergebiet an. Siehe da, der rechte Augenblick ist nah.

Am darauffolgenden Morgen ist die Luft rein. Man postiert die Abwesenheitsnotiz unter der Büste des Amtsvorgängers und entschwindet der Bürgerswelt über die Gästetoilette. Ein Nestbeschmutzer auf dem Weg in die Freiheit. Kaum an der Luft, kommt Wind auf. Über den Deich jagen die Wolken davon. Jetzt nichts wie hinterher.

Kurz hinterm Tennisplatz ist man eingeholt. Es ist Jost im Auto. Steig ein, sagt er und lächelt. Sein Lächeln regnet einem Sonne ins Herz, so schön ist es. Die geschwänzten

Morgen, die Nachmittage auf dem Deich, das Warten auf Cordhosen und Regen, sie waren nicht umsonst. Dass Jost einen liebt, entschädigt für alles. Dass dem so ist, sieht ein Blinder. Er liebt einen für die Gedanken, die einem unablässig durchs Hirn rasen. Im Vorübergehen liest er sie und denkt sie zu Ende, in aller Seelenruhe. Er liebt den Rest von dem, was der Bürgermeister übrig gelassen hat und das, was man sein könnte. Man weiß es mit aller Kraft seines verregneten Herzens. Und liebt ihn zurück. Für den freien Raum vor seinen Geheimratsecken. Für den runden Bauch überm Cordhosenrand, die rissige Haut seiner Ellbogen. Sein Alter. Sein Anderssein. Auf dem holprigen Feldweg lässt man sich gegen ihn fallen, einfach so. Der rissige Ellbogen streift das nackte Bein. Noch nie war einem ein Mann dieses Alters so nah. Auch nicht der Bürgermeister. Weiter als eine Stocklänge ist er einem nie näher gekommen.

Na, na, sagt Jost und hält an.

Die Wolken segeln davon. Die Felder wogen gelb, der Himmel leuchtet. Hinterm Holunderbusch geht es in die Hocke. Man will sich nicht die Beine zerkratzen, sind diese doch nach allgemeiner Ansicht nicht nur unfreiwilliges Mitgebsel der Sprechstundenhilfe, sondern das Beste an einem. Wobei sie wie immer die Nase vergessen. Auf die nämlich ist Verlass. Sie riecht Zimt und einen Schuss scharfen Schweiß, der aus dem Hemd aufsteigt, das Jost unter der Steppjacke trägt. Man denkt an Kräuterschnaps. Wie er den Nebel im Kopf vertreibt. Kräuterschnaps ist in Ordnung. Jost zieht die Jacke aus und breitet sie über den Boden. Er streckt die Hand aus und zieht einen zu sich. Kräuterschnaps ist mehr als in Ordnung. Man beschließt, Kräuterschnaps zu mögen. Genau wie Josts Hand, die sich die Beine hinaufschlängelt und einen auf eine Art berührt, dass man sich nach kurzem unweigerlich in den Glanz der Steppjacke verbeißt. Das mag man sehr. Auf ganz andere Art vergeht einem so Hören und Sehen. Kalt ist es nicht. Weh tut es schon gar nicht. Man schließt die Augen.

Beim Öffnen stellt man fest, dass die Wolken zurück sind. Und wenn schon. Noch nie war der Himmel so hoch wie jetzt. Jost friert im dünnen Hemd. Man selbst glüht. Dagegen kommt keine Wolke der Welt an. Im Grunde ist es zum Lachen. Man kichert wie eine Siebzehnjährige, während der unterkühlte Jost leise in sich hinein schimpft. Der Glanz seiner Jacke hat gelitten. Trotzdem lässt er einen nicht allein jetzt. Bis zu ihm

ist es nicht weit, sein Haus ist das letzte vor dem Deich. Man hört Wasser plätschern, ohne es zu sehen. Jeder kennt das Haus. Wenn einmal ein Hochwasser kommt, ist es das erste, das dran glauben muss. Niemand sonst würde so nahe am Wasser bauen. Soviel Risikobereitschaft macht einsam. Man liebt die Einsamkeit.

Rosa öffnet. Sonst lächelt sie mehr. Wenn einem im Jugendchor ein Auftritt glückt oder sie beim Weihnachtswichteln den Hauptpreis zieht. Sie trägt Bauernzopf und um den Hals einen Rosenkranz. Ein spätes Mädchen. Ihre Wangen sind fahl. Sie kommt aus dem Ort und ist lange Strecken gewöhnt.

Du also, sagt sie. Man nickt und tritt näher. Dunkle Möbel, an zerschissenen Tapeten hängen Ölschinken. Jagdszenen. Über dem erloschenen Kamin hebt ein ausgestopftes Murmeltier anmutig die Pfötchen. Es riecht nach vergorener Milch.

In der Küche steht Rosa am Herd und rührt im Topf. Sie serviert Maisbrei. Will sie einen mästen? Oder stärken? Mit abwaschwasserroten Händen reicht sie Butter und Schnittkäse über den Tisch. Vielleicht wird man eines Tages sein wie sie. Vielleicht macht Jost einen dazu.

Soso, du willst also ins Freie, lacht sie. Wieder nickt man. Erst dann bemerkt man den Verrat. Buttermesserscharf wühlt er im verregneten Herzen. Da soll noch einer sagen, man hätte keine Gefühle. Jost schweigt. Rosa legt die geblünte Schürze ab und faltet sie über dem Arm. Sie sieht einen nicht an und doch weiß sie es. Dass die Ohren Liebeslieder hören, wenn Gewitter tobt. Dass die Augen Sonne sehen, wo sich Wolken türmen. Die Finger tasten Seide, wo Spinnennetze kleben. Die Nase allein ist unbestechlich. Sie will Zimt und Kräuterschnaps. Komm, sagt man zu Jost.

Man setzt sich nebeneinander auf das Sofa im Jagdzimmer. Alle Vorsicht war vergebens. Pieksiges Rosshaar zerkratzt die Rückseite der Beine. Echt Biedermeier, sagt Jost. Man nimmt seine Hand und legt sie sich zwischen die Schenkel. Jost steht auf. Das Biedermeier hat seinen Cordhintern plattgedrückt.

Später versteht man Rosa. Auf der Suche nach Jost gerät man vor eine offene Zimmertür. Auf den Knien liegt sie vor einem Altar aus Kuschtieren, in der Hand den

Rosenkranz. Ich bin eine gute Puppenmutter, betet sie. Die Langstrecke macht ihr zu schaffen.

Jost kommt zurück ins Zimmer. Er bringt Lindenblütentee.

Wie, kein Kräuterschnaps, fragt man.

Hör zu, sagt er, ich habe telefoniert. Er sagt Kleinstadt. Er sagt Kirchenchor und Tennisclub. Er sagt Rechtschaffenheit. Ein Abgrund tut sich auf. Eigentlich liegt man schon unten. Doch etwas hält einen zurück. Ist es die Glut von eben, die noch immer wärmt? Der Maisbrei, der im Magen klebt und einen wie ein Sandsack am Boden hält? Wie auch immer: man stürzt nicht. Bevor der Abgrund einen verschlingen kann, lässt man Jost fallen. Risikobereit, von wegen. Ein Trottel ist er. Man kippt den Lindenblütentee hinter sich ins Pferdehaarsofa und zieht im Aufstehen den Rock gerade.

Hier stinkt's, sagt man. Jost schweigt. Auch im Schweigen sind sie Waffenbrüder, er und sein Tennispartner, der Bürgermeister. Auf dem Weg zum Fenster kommt er hinterher und legt einem die Hand auf die Schulter. Man hält die Luft an. Dann stößt man die Hand weg. Da endlich geht er zurück in seine Wattewelt.

Die Terrassentür ist schnell geöffnet. Draußen wird es Abend. Der Himmel ist wie leergefegt, die Wolken haben sich verzogen. Man hört das Bürgermeisterauto, bevor man es sieht. Seine Scheinwerfer zwei blanke Münzen, ihr Licht reicht nicht weit genug, um einen zu treffen. Mit leisem Klicken geht oben ein Fenster auf.

Langstrecken-Rosa. Ihre Augen sehen mehr. Gib acht, ruft sie und wirft. Ein Bündel fällt einem vor die Füße. Es ist ihre Schürze, sie umwickelt Käse und Buttermesser. Rasch ist man über den Stacheldrahtzaun geklettert. Auf der anderen Seite leckt das Wasser gegen den Deich. Von hier an geht es nur noch stadtauswärts. Etwas Warmes rinnt einem das Bein hinunter. Der Stacheldraht hat eine blutige Spur in die Wade gerissen. Man presst Rosas Schürze dagegen. Es ist kalt. Es tut weh.